

*Iren Ret*

---



*Sophias Dialog*  
ROMAN

---

**Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer Verlag

Iren Ret

*Sophias Dialog*

*Roman*



edition fischer

*Die Handlung dieses Romans sowie die darin vorkommenden Personen sind frei erfunden; eventuelle Ähnlichkeiten mit realen Begebenheiten und tatsächlich lebenden oder bereits verstorbenen Personen wären rein zufällig.*

**Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

© 2011 by edition fischer GmbH  
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main  
Alle Rechte vorbehalten  
Titelbild: Sam D'Cruz © www.fotolia.de  
Schriftart: Times  
Herstellung: efc / NL  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-89950-661-7

... das Schicksal selbst ist wie ein wunderbares, weites Gewebe, darin jeder Faden von einer unendlich zärtlichen Hand geführt und neben einen andern gelegt und von hundert anderen gehalten und getragen wird.

... geheimnisvoller noch ist ein Leben, das nicht unser Leben ist, das nicht an uns teilnimmt und, gleichsam ohne uns zu sehen, seine Feste feiert, denen wir mit einer gewissen Verlegenheit, wie zufällig kommende Gäste, die eine andere Sprache sprechen, zusehen.

... gerade die Einsamsten haben den größten Anteil an der Gemeinsamkeit.

*Rainer Maria Rilke*



## — Einklang —

Sophia betrachtete das Manuskript vor ihr. Sie war die Autorin, dachte sie mit leisem Stolz. Während all der vergangenen Jahre hatte sie geschrieben, oft nachts, wenn sie den Schlaf nicht finden konnte, nachdem sie aus einem ihrer schreckhaften Träume aufgewacht war.

In diesem Text sprach sie mit den Toten oder Abwesenden und den Lebenden. Sie suchte eine Verbundenheit mit und unter ihnen, die – wie sie glaubte – sich in einen Zeitrahmen einschrieb. Das Schweigen in ihr war zu schwer geworden, sie versuchte es mit Worten zu sprengen.

Ihr Dialog mit den Toten hatte ihr geholfen, sie zu »beerdigen« und von ihnen Abschied zu nehmen. Sie wusste, dass es *ihr* Dialog war, dem jegliche Bestätigung durch die Abwesenden fehlte. Keine, nie Gewissheit. Doch auch wenn ich sie nicht gekannt habe, lebt ihre unsichtbare Anwesenheit in mir, sann Sophia vor sich hin. Wir halten sie in uns aufrecht und sie treten am stärksten in Erscheinung, wenn wir innere Wandlungen vollziehen, so wie ich die letzten Jahre, in die Sophia ihre Gedanken zurückschweifen ließ.

Ja, ihre Adoleszenz war stürmisch verlaufen; die Fluten bäumten sich heute weniger auf, aber Ebbe war noch nie und wird wohl noch lange nicht – wenn je überhaupt – eintreten.

Ihre Stimmungsschwankungen von himmelhoch jauchzend bis zu Tode betrübt innerer Zerrissenheit hatten ihr jeglichen Frieden geraubt. Dunkle Triebe drängten sich ihr empor und nährten ihr allersehnlichstes Verlangen nach einer vertrauensvollen Beziehung. In ihren Vorstellungen war der Auserwählte ihr mit Leib und Seele zugewandt, nahm sie wahr und ernst. Schwärmerisch fantasierte sie – in einer ekstatischen Trance – eine Begegnung, in der sie ihr glühendes Begehren, ihre Liebeslust auslebte: zärtliches Betasten, höchste Erregung, leidenschaftliche Hingabe, tiefste Erfüllung in sexueller Verschmelzung.

Rückblickend auf ihre geordnete, wenig ereignisreiche Primarschulzeit erschien es ihr, wie wenn sie diese traumwandelnd in einem Käfig verbracht hätte. Sie erinnerte sich, als Kind Schätze in ihrem Innern gesammelt, im Geheimen ein Schatzkästchen in sich errichtet zu haben, in der Erwartung, dass eines Tages ein Prinz es öffnen und die Schätze mit ihr teilen werde.

Zu Beginn ihrer Adoleszenz versuchte sie, die schwere Türe ihres Käfigs zu öffnen, diese fiel aber jedes Mal schmetternd wieder ins Schloss. Ihr törichtes Kind war zwar aus der Betäubung erwacht; wie aber ihren Wissenshunger und ihren Durst nach Kenntnis zu stillen, blieb ihr verborgen. Ihre Lebendigkeit brach wie ein Lava speiender Vulkan aus ihr: *wie* das glühende Sonnenfeuer und den glitzernden Silbermond vom Himmel herunterholen ... blieb für sie rätselhaft, mysteriös. Verfolgt von rasenden Gedanken, unbeantwortbaren Fragen, versuchte sie, in sich zu lauschen, zu sich zu finden, im Dunkeln zu forschen, meist vergebens.

Sie hörte die leisen oder lautereren Vorwürfe vor allem ihrer

Familie, sie sei nur mit sich beschäftigt, unnahbar, nicht einfühlbar. Ihre Widerspenstigkeit erzeuge im Gegenüber den Eindruck, einem Stacheligel zu begegnen. Es stimmte, sie war von sich, aber nicht nur allein von sich ausgefüllt. Wer war sie überhaupt, welches war ihre Zugehörigkeit? Musste sie zwischen einer väterlichen und einer mütterlichen Identität und ethnischen Kultur wählen, damit sie sich nicht wie in einer Kluft hängen gelassen fühlte? Sowohl ihres Vaters wie ihrer Mutter Persönlichkeit erschien ihr irgendwie verlöchert, zersplittert. Ihr eigenes Selbst vermochte sie nicht zu finden, ihre Beziehung zu sich nicht zu entwickeln, ihre Identität nicht aufzubauen. Sie verspürte nur Angst vor ihrer Einsamkeit, die sie in einem Ausmaß einholte, dass sie glaubte, an ihr zu ersticken.

Sophia öffnete das Fenster ihres Zimmers und atmete tief die regengesättigte Nachtluft ein. Die alte Rotbuche stritt mit den Windböen um ihre Blätter. Sie liebte es, dem Rauschen, Säuseln und Pfeifen zuzuhören und in den dunklen, sich wechselnden Formen der undurchdringlichen Nebelfetzen Figuren zu sehen. Meist sah sie wilde, sich jagende Raubtiere.

Sie beneidete die Gleichaltrigen, die, so schien es ihr, sich mit banalen Alltagsproblemen auseinandersetzten, wie Lieb- und Freundschaften, Aussehen, Noten, während sie mit ihrer inneren Widersprüchlichkeit zu kämpfen hatte. Wer könnte ihr helfen, die verworrene Welt in ihr zu entwirren? Die existenziellen Erfahrungen, die früher oder später alle Menschen ereilen, haben keine Sprache, werfen jeden Einzelnen auf sich selbst zurück, war Sophias Überzeugung.

Schließlich hatte sie sich zu einem Wagnis entschieden. Sie versuchte, behutsam Fragen zu stellen. Vorsichtig begann sie, sich bei ihrer Mutter über ihre Geburt, später über ihre Kleinkindzeit zu erkundigen, und staunte über die Bereitwilligkeit, mit der ihre Mutter erzählte. Was sie erfuhr, schrieb sie nach eigenem Gutdünken nieder: in Form von Dialogen und Narrativen, so wie es ihr gerade zumute war, indem sie sich erlaubte, sich mit der betreffenden Person zu identifizieren.

Mit der Zeit wusste ihre ganze Familie von ihrem Interesse, ihrer Neugierde – die offenbar weder ihren Vater noch ihren Großvater zu überraschen schienen – und brachte ihr eher eine ungeheuchelte Bewegung des Staunens, ja sogar der Freude entgegen.

Zutiefst betroffen war sie von den Erzählungen ihres Paten. Sein Gesichtsausdruck, seine Mimik, seine Stimme, sogar seine Gestik verrieten – so glaubte sie zu spüren – eine heimliche Qual, den Schmerz einer inneren Wunde. Otieno besaß für sie dadurch eine unwiderstehliche Anziehung, die ihre unstillbare Sehnsucht nach einem gemeinsam geteilten Gleichklang, nach einem vollkommenen Echo im Gegenüber widerspiegelte. Vielleicht gerade dank des tiefgründigen Wesens von Otieno konnte er mit ihr oft über seine kindlichen Fantasien und Vorstellungen scherzen, sogar herzlich lachen.

Vom Vermächtnis, das ihr ihre Familie geschenkt und das wesentlich zu ihrer Erzählung beigetragen hatte, war Sophia unsagbar ergriffen und innig gerührt:

Ihre Oma hatte ihr das Fotoalbum, das sie als Kind so oft mit ihr zusammen betrachtet hatte, geschenkt. Auf dem Album stand »Für Sophia, meiner über alles geliebten Urenkelin«. Oma

hatte zu den Fotos aufgeschrieben, was sie ihr jeweils erzählt hatte. Eine Kostbarkeit! Tränen strömten jedes Mal über ihr Gesicht, wenn sie sich in Fotos und Texte vertiefte.

Großvater hatte ihr die an ihn gerichteten Briefe ihres Urgroßvaters geschenkt.

Ihr Pate hatte ihr Kopien der Briefe, die er von seinem biologischen Vater erhalten hatte, gegeben.

Ihre Mama hatte ihr das Tagebuch, das ihre Oma über ihren Sohn Christoph geschrieben und ihrer Großmutter hinterlassen hatte, vermacht. Nie hatte Sophia vorher das unsägliche Leiden ihrer Oma so stark empfunden. Sie fragte sich, wie es ihrer Oma gelungen war, ihre tiefste Verzweiflung über die Krankheit und Behinderung und schließlich den Tod von Christoph durchzustehen. Für sie war Oma zur Person all ihrer Referenzen geworden: Sophias Vertrauen in ihre Oma hatte keine Grenzen gekannt. Gehörte ihre Oma zu den Menschen, die an ihren immensen Verzichten gewachsen und an ihren tragischen Verlusten gereift waren, die die Fatalität, das unerbittliche, nicht zu besänftige, unausweichliche Schicksal anzunehmen gelernt hatten?

Die Beziehungen zu den Lebenden hatten sich dank ihrer Gespräche und ihrer Niederschrift verändert: Sie hatte gelernt, sie anders wahrzunehmen und besser zu verstehen, aber vor allem auch zu sich selbst zu finden und ihre eigene Andersartigkeit und die Verschiedenheit der andern zu erkennen und zu respektieren.

Am schwierigsten war es ihr gefallen, über die afrikanische Halbschwester ihres Großvaters zu schreiben. Sie teilte in

einer Hinsicht das gleiche Schicksal wie sie selbst: Sie war die Tochter eines weißen Vaters und einer schwarzen Mutter! Doch Sarah hatte ihren Vater verloren, während ihr Vater lebte und ihr immer zur Verfügung stand! War es Wahnsinn, war es Hybris, dass sie sich erlaubte, zutraute, über eine Person zu schreiben, von der ihr nichts bekannt und der sie nie begegnet war?

Nun, da das Manuskript beendet war, hatte sich ein für Sophia unerwarteter Prozess der Verinnerlichung vollzogen, der sie mit Freude und Glück erfüllte: Ich *bin* die Tochter einer Schwarzen und eines Weißen. Es ging bei dieser Verinnerlichung um ein Annehmen ihrer bi-ethnischen, bi-rassischen, bi-kulturellen Heredität, um die Akzeptanz einer mütterlichen und einer väterlichen Spur in ihrer Seele, wie verschieden sie auch immer waren. Ich trage eure Inschriften in mir, war Sophias Gewissheit, die ich mehr und mehr und mit Respekt entziffere. Du wirst eine Bereicherung empfinden, hatte Oma erklärt, und wie immer hatte sie recht behalten. In Sophias Vorstellung war es selbstverständlich geworden, dass sie sowohl mit einem Schwarzen als auch mit einem Weißen Kinder zeugen und eine Familie gründen möchte.

Sie sah nun ihrem Projekt, das sie schon lange in sich hegte, voll Vertrauen und Zuversicht entgegen. Sie würde mit ihrer Mutter und mit ihrem Paten Afrika besuchen: in Äthiopien die leibliche Mutter und die Geschwister ihrer Mutter; in Kenia den leiblichen Vater und den Bruder ihres Paten und in Burundi würden sie versuchen, die Kinder der afrikanischen Halbschwester ihres Grossvaters, die über 80 Jahre alt wäre, würde sie noch leben, aufzufinden. Doch zuvor wollte sie Medizin

studieren. Während all dieser Jahre hatte sich ihr Berufswunsch, Ärztin zu werden, gefestigt. Sie würde in den Spuren ihres Urgrossvaters, der mitverantwortlich für ihr eigenes Schicksal war, voranschreiten.



— Erster Teil —

1

Ein Schrei! In ihren Ohren viel zu schrill und endlos.

»Es ist ein Mädchen.«

Sie spürte ein warmes, lebendiges Gewicht auf ihrem Bauch. Noch immer hielt sie die Augen geschlossen; sie empfand panische Angst, ihr Kind anzuschauen. Ein Monster? Winziges, gerunzelt braunes Gesicht, ein Flaum von schwarz gekrausten Haaren; war das ihre Tochter, die da auf ihr lag, mit nur spaltweit geöffneten Augen? Sie hatte während ihrer Schwangerschaft versucht, die schrecklichen Bilder ihres in ihr wachsenden Kindes in Schach zu halten. Warum hatte sie sich nicht wirklich freuen können, ein Kind in sich zu tragen? Ihre Furcht war viel zu groß gewesen, ein behindertes Kind zu gebären. Sie konnte sich auch nicht damit versöhnen, dass ihr Kind ein Mischling sein werde, in ihrem Empfinden etwas Minderwertiges. Wie sollte sie sich ein zukünftiges Kind vorstellen können, wenn sie ihre eigenen Eltern, die sie gezeugt hatten und die sich nicht um sie kümmern wollten, nicht kannte? Nur ganz selten gelang es ihr, zu fantasieren, dass sie zum

ersten Mal in ihrem Leben ein Gefühl von Zugehörigkeit empfinden und mit ihrem Kind teilen werde.

Es war, wie wenn sie ihr Kind nicht hätte gebären wollen. Der Kopf des Kindes blieb in ihr stecken, sodass die Ärzte schließlich mit einem Sauginstrument die Geburt erzwangen, sie erlitt einen Dammriss. Als die riesenvoluminöse Hebamme mit ihren Händen ihre Plazenta, die sie auch nicht ausstoßen konnte, aus ihrem Unterleib herausholte, erschien sie ihr wie ein Metzger, der sie innerlich in Stücke zerschnitt. Die Geburt ihrer Tochter blieb in ihrer Erinnerung ein Schockerlebnis.

Warum war es die Geburt ihrer Tochter, die sie mit all ihren Verlusten konfrontierte? Die Erinnerung an die Toten und Unbekannten überwältigte sie, sie war zusammengebrochen. Sie, die die Frau, die sie geboren hatte, nicht kannte und die ihre Adoptivmutter so jung verloren hatte – einen Verlust, den sie nie würde verkraften können. Ihr Adoptivvater verlor nach dem Tod ihrer Adoptivmutter kein Wort mehr – darüber sprechen mache sie nicht wieder lebendig, war seine Haltung.

Und nun sollte sie fähig sein, sich allein um ihr neugeborenes Kind zu kümmern. Ihre Adoptivmutter wäre ihr sicher zur Seite gestanden, es gab keine Worte dafür, wie sehr sie ihr fehlte. Nicht nur ihr Körper blutete, sondern vor allem verblutete ihr Herz. Zwei Mütter verlieren und selbst Mutter werden, das ist ein zu grausames Schicksal, stöhnte sie leise.

Am liebsten wäre sie im Spital geblieben, wo sie sich durch die aufmerksame Betreuung ein wenig gehalten fühlte und ihr Kind durch erfahrene Fachpersonen gepflegt wurde. Noch musste nicht *sie* die Verantwortung für ihre Tochter übernehmen.

Noahs Freude an seiner Tochter war überschäumend. Welch stolzer Vater!, hörte sie die Schwestern sagen. Otieno, ihr Bruder und Pate ihres Kindes, zeigte sich übergücklich. Oma, die krank war und deswegen auf eine Begegnung mit ihrer Urenkelin im Spital verzichten musste, rief sie täglich an und wollte *alles* – wie sieht sie aus, wie schläft sie, wie trinkt sie und noch viel mehr – über sie wissen. Ihre Hoffnung, dass ihr Vater sein erstes Großkind kennenlernen möchte, ging nicht in Erfüllung.

Ihr Adoptivvater hatte sie wegen ihrer Schwangerschaft verstoßen.

»Ich wusste ja, dass du dich nicht anders verhalten wirst als deine leibliche Mutter«, hatte er ihr im Zorn an den Kopf geworfen. »Ich habe es immer vorausgesehen und jetzt ist es eingetreten.« Er hatte versucht, sie zu überzeugen, das Kind wegzutun, abzutreiben – sie zuckte schauernd zusammen bei diesem Gedanken.

Warum eigentlich, fragte sie sich heute? Ihre leibliche Mutter hatte sie ja auch ausgetragen – war es eine unbewusste Dankbarkeit dafür, dass sie ihr das Leben geschenkt hatte? Hatte sie sie weggegeben, weil sie ein Mädchen war? Schon immer war das ihre geheime Erklärung gewesen, weshalb sie ausgesetzt worden war. Sie hatte sich während ihrer Schwangerschaft immer nur einen Knaben gewünscht; in Gedanken hatte sie sich geweigert, sich vorzustellen, dass ein Mädchen in ihr gedeihe, niemals konnte sie sich mit der Idee abfinden, ein Mädchen zu gebären, das ja nur das gleiche Schicksal erwarten konnte wie sie, nämlich abgelehnt zu werden.

Meine Tochter ist die erste Person, die mein Blut mit mir teilt, blitzartig erhellte sie dieser Gedanke. Ein Glücksgefühl erwärmte sie, wenn sie dieses winzige Wesen in ihren Armen hielt. Sophia sah sie aus ihren dunklen Augen fragend an – so schien es ihr. Vielleicht war es ihre eigene Frage, die sich in ihrer Tochter leuchtendem Blick widerspiegelte:

Wie – fragte sie sich – konnte eine Mutter ihr Kind fortgeben; auch wenn sie sich einen Sohn gewünscht hatte, wäre ihr der Gedanke, ihre Tochter wegzugeben, nie eingefallen.

Sie erinnerte einen Traum, der sie während ihrer Schwangerschaft immer wieder aufgeweckt hatte:

*Meine Mutter kommt zu mir, in Begleitung meiner leiblichen Mutter, ich möchte mit beiden sprechen, kann aber nicht, kein Ton dringt aus meinen Lippen. Meine leibliche Mutter – elendig traurig – fragt mich: Candace, kannst du mir verzeihen, es tut mir leid ...*

Verzeihen, Versöhnung, sie war sich der Bedeutung dieser Worte nicht im Klaren. Sie wusste, dass ihr ein langer Weg bevorstand, sollte es ihr je möglich werden, zu verzeihen. Was sollte geschehen, welchen Prozess hatte sie durchzustehen, um aus ihrem heulenden Elend herauszukommen?

Sie fühlte sich wie in einem Panzer gefangen, der sie zu erwürgen drohte. Verschupft, verstoßen, ausgesetzt, schwimmend in diesen Selbstmitleidgefühlen, blockierte sie sich selbst ihren Weg, blieb verhangen in ihrem Groll über ihre Vergangenheit, die sie nicht ändern konnte. Ingeheim spürte sie, wusste sie, dass sie in dieser Opferhaltung nie Trost finden werde. Nur sie konnte ihren Panzer aufbrechen. Sie drehte sich in einem Teufelskreis: Nackte Angst vor der Ablehnung ande-

rer und Furcht vor ihrer eigenen Ablehnung, eine Art Selbsthass, der ihr auf den Fersen folgte wie ihr eigener Schatten.

Den Traum ihrer beiden Mütter trug sie mit sich, das Bild war stets gegenwärtig, es war, wie wenn die beiden, anwesend in ihrem Innern, ihr Halt gäben, sie fühlte sich weniger einsam, sie sprach zu ihnen: »Bitte, bitte helft mir«, und spürte eine feste Kraft, die sie zu stützen schien. Sie hatte sich immer ein Bild von ihrer leiblichen Mutter vorgestellt – obschon sie nie ein Foto von ihr gesehen hatte. Sie schaute in den Spiegel und versuchte, ihr Gesicht mit dem inneren Bild zu vergleichen – es gelang ihr jedoch nie.

Ihre Freundin – im Gegensatz zu ihr wünschte sie sich ein Mädchen – gebar einen Knaben; ihre Enttäuschung war grenzenlos gewesen. Sie hatte sie zu kompensieren versucht, indem sie eine weibliche Puppe gekauft, ihr den für das Mädchen bestimmten Namen gegeben, ihr eine Krippe vorbereitet und diese neben ihr Bett gestellt hatte – völlig ver-rückt!

## 2

Schrecken ohne Ende, unaushaltbarer Schmerz, unendliche Schuld. Nie hätte das geschehen dürfen. Jede Nacht erwachte sie aus dem gleichen Albtraum, im Moment, wo sie den alles durchdringenden Schrei ihrer Tochter hörte. Sie allein war verantwortlich, sie hatte einen Augenblick nicht auf ihr Kind aufgepasst. Niemals würde sie sich vergeben können: Nie wird mir Candace verzeihen! schrie es in ihr. Es schien ihr, sie habe